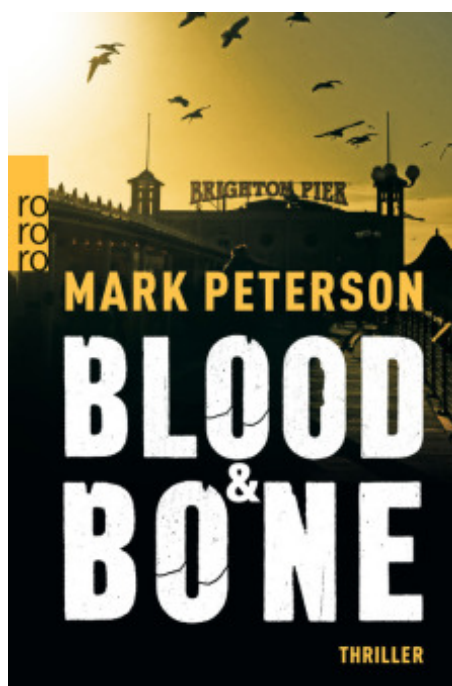


Leseprobe aus:

Mark Peterson

Blood



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Mark Peterson

**BLOOD
&
BONE**

Thriller

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Aus dem
Englischen von
Karen Witthuhn

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
«A Place of Blood And Bone» bei Orion Books/
The Orion Publishing Group Ltd., London.

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Juni 2015
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«A Place of Blood And Bone» Copyright © 2013 by Richard Bingham
Redaktion Christopher Tiemens
Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther
Umschlagabbildung Christie Goodwin/Arcangel Images
Satz Arno Pro, PostScript, InDesign
bei Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 26969 1

Dieses Buch ist für Siobhan.

KAPITEL 1 OXFORD, AUGUST 1992

Martin Blackthorn stand die Welt offen. Er war zwanzig Jahre alt und kurz davor, sein Abschlussjahr an der Universität Oxford zu beginnen, wo er zu den vielversprechendsten in einer ohnehin schon außergewöhnlichen Gruppe junger Biochemiker zählte. Die neue Fachrichtung der molekularen Biochemie erlebte im ausklingenden Jahrtausend gerade ihren ersten heißen Sommer, und Martin Blackthorn genoss es, an vorderster Front dabei zu sein. Bis spät in die Augustabende fand man ihn in der Einsamkeit seines Forschungslabors am Magdalen College in die Linse eines Mikroskops starren, fasziniert vom Verhalten der Enzyme und Aminosäuren, die in den menschlichen Zellen hin und her sausten. In jenem Sommer gab das Humangenom begabten jungen Wissenschaftlern wie Martin Blackthorn seine dunklen Geheimnisse nach und nach preis.

Martin war über die Ferien nicht nach Hause zu seinen Eltern gefahren. Er ertrug das vollgestopfte Reihenhaus nicht, in dem sie lebten; sein Vater, ein kleiner Mann mit Halbglatze, brachte die Familie mit einem erbärmlichen Einkommen von British Rail gerade so über die Runden,

und seine Mutter, immer im geblühten Hauskittel, verwelkte an langen Abenden im blauen Schein des Fernsehers. Für Martin, das einzige Kind, hatte sein Elternhaus keine Bedeutung mehr, und so kehrte er in diesem August Abend für Abend alleine aus dem Labor in sein Studentenzimmer zurück, von dessen Fenster aus man in den verlassenenen, mondbeschieneenen Innenhof blickte. Morgens erwachte er aus unruhigen Träumen, stand auf und nahm den Bus zum etwas außerhalb gelegenen Oxford Science Park, wo er auf Empfehlung eines seiner Dozenten einen Ferienjob ergattert hatte.

Der bestand darin, einen Postkarren durch den Science Park zu schieben und Briefe und Pakete in den verschiedenen Büros und Hochglanzforschungsinstituten abzuliefern. Jeden Morgen kam Martin in aller Früh und musste drei Runden drehen, bevor er am Nachmittag in die Stadt und zu seiner eigentlichen und weitaus aufregenderen Arbeit im Labor zurückkehren konnte.

An diesem Morgen war der graue Postsack randvoll. Während Martin den Karren zwischen zwei Baumreihen über einen schattigen Pfad bugsierte, malte er sich die großartige Zukunft aus, die ihn zweifellos erwartete, sobald er erst einmal die Finanzierung seiner Dissertation gesichert hatte. Doch das laute Quietschen eines der Räder am Karren störte seine Tagträume. Vor seiner Tour hatte er das nervende Rad bereits einmal abgeschraubt, geölt und die Schrauben danach sogar noch fester angezogen. Er hielt mitten auf dem Pfad an, kniete sich neben den Karren, kippte ihn an und zog das Rad mit der Hand noch einmal nach. Es half nichts. Kaum setzte Martin sich

wieder in Bewegung, quietschte es weiter. Er spürte Ungeduld und Ärger aufsteigen. Seine Hände zitterten.

In Martin lauerten dunkle Schatten, die unter allen Umständen sein Geheimnis bleiben sollten. Würden sie jemals ans Licht kommen, oder schlimmer noch, würde er sich von ihnen jemals zu Taten verleiten lassen, wäre er in den Augen der Welt nur noch ein Monster. Die Meinung seiner Eltern war ihm zwar schnuppe, aber es gab andere, deren Achtung er brauchte, und dazu gehörten nicht zuletzt seine Professoren. Martin sah sich bereits als Mann der Wissenschaften, und ihm war völlig bewusst, dass die Grausamkeiten seiner Phantasie ganz und gar nicht zu diesem Bild passten. Sie waren Ungeheuer, die er an der Kette halten musste.

Doch an diesem Morgen war alles schiefgegangen.

Der Bus durch das Umland von Oxford, den Martin auf dem Weg zur Arbeit nahm, wurde auch von den Schülerinnen der örtlichen Gesamtschule genutzt. Deren Schamlosigkeit entsetzte ihn zwar – sie kauten Kaugummi, fummelten ewig an Haaren und Make-up herum, fluchten mit schockierender Haltlosigkeit –, aber er konnte nicht anders und beobachtete sie heimlich, brannte den Anblick in sein Gedächtnis ein, hier die zarte Kurve einer halb ausgewachsenen Brust, dort der dunkle, verführerische Schatten unter dem gestrafften Stoff eines schwarzen Minirocks.

An diesem Morgen hatte eins der Mädchen im Bus Martins verstohlene Blicke bemerkt. Mit einem Schwung ihrer Hüfte drehte sie sich ihren Freundinnen zu. Als Martin es einen kurzen Augenblick später wagte, erneut

in ihre Richtung zu sehen, zeigten sie mit dem Finger auf ihn und kicherten. Dann schallte das hässliche Wort «Spanner!» durch den Bus.

Schon wurde Martin von der ganzen Mädchengang verhöhnt, unterlegt mit rüden Gesten. Die Mädchen waren von diesem neuen Tiefpunkt ihrer eigenen Geschmacklosigkeit geradezu aufgeputscht. Auch die erwachsenen Fahrgäste im Bus starrten Martin jetzt an. Die Männer grinsten hinter vorgehaltener Hand, als sie merkten, was vor sich ging, die Frauen schüttelten missbilligend die Köpfe. Und die Mädchen hörten nicht auf, Martin quer durch den Bus zu beschimpfen. Mit krebserotem Gesicht stand er vom Sitz auf und stolperte den schaukelnden Mittelgang entlang auf die Ausgangstür zu, jeder Schritt vom Gejohle der kleinen Schlampen begleitet. Von Scham gepeinigt, drückte er auf den Knopf und wartete mit starr auf die Straße gerichtetem Blick neben dem Fahrer.

Es dauerte eine Ewigkeit, bis der Bus schwankend an der nächsten Haltestelle ankam. Und die ganze Zeit wurde Martin wie ein vor einer Meute Hunde an einen Pfosten gebundener Bär vor allen im Bus gedemütigt.

Endlich öffnete sich die Tür, und Martin fiel fast die Stufen hinunter und auf den Asphalt. Als der Bus davontuckerte, sah Martin im Rückfenster Münder wütende Schimpfworte und Hände anstößige Gesten formen.

Jetzt, eine Stunde später, stand Martin allein auf dem kühlen, ruhigen Pfad und spürte, wie das Cortisol seinen Körper mit einer plötzlichen und ununterdrückbaren Rachelust aufpeitschte. Im Schatten der Bäume schüttelte Martins Ungeheuer seine Ketten ab. Knurrend richtete es

sich vor ihm zu seiner vollen Größe auf, sein Atem strich ihm heiß über die Wange.

June Redfern arbeitete Teilzeit an der Rezeption des Iona-Forschungsinstituts und kam genau wie Martin Blackthorn an diesem Morgen zu spät zur Arbeit. Die Handtasche klatschte gegen ihren plumpen Oberschenkel, als sie durch die Schiebetür am Eingang hastete, während George, der ebenso korpulente Wachmann, das Telefonheadset absetzte und seufzend vom Empfangstisch aufstand.

«Oh, danke, George, du bist ein Engel», keuchte June, denn wieder einmal hatte er für sie den ersten Anruf des Tages entgegennehmen müssen.

«Morgen, June», erwiderte George mürrisch und ging an ihr vorbei auf die Zwischentür zu, die zum eigentlichen Institut führte. Er zog seine Karte über das Lesegerät an der Wand.

June winkte George nach, ließ sich auf den von seinem ausladenden Hinterteil immer noch angewärmten Stuhl plumpsen und stülpte vorsichtig das Headset über ihre Lockenfrisur. Sie griff nach der ausgedruckten Telefonliste und fächerte sich Luft zu. Die Hitzewallungen wurden immer schlimmer, und sie war wenig begeistert, als die Schiebetür am Eingang wieder aufglitt und den ersten Besucher des Tages einließ.

Nur der Postbote. Ein schüchterner junger Kerl, der sein gutes Aussehen hinter einem verstrubbelten Haarschopf und dicken Brillengläsern versteckte – einer von den Studenten, die im Sommer immer hier jobbten. June

meinte sich zu erinnern, dass er Martin hieß. Er schob den Karren über den Marmorfußboden, wobei zwei der Räder einwandfrei rollten, während das dritte schrecklich quietschte.

«Guten Morgen, mein Lieber», flötete June fröhlich und zupfte die Bluse von ihrem Busen, um Luft heranzulassen. Sie entschuldigte ihr unordentliches Erscheinungsbild mit einem Lächeln, aber der Junge war zu verlegen, um ihr auch nur in die Augen sehen zu können. Stattdessen beugte er sich über seinen Postsack, durchsuchte die oben liegenden Stapel und zog ein Bündel prall gefüllter Briefumschläge hervor, das von einem Gummiband zusammengehalten wurde.

«Ich habe hier was für Dr. Byron», sagte Martin und hielt das Bündel hoch.

June drückte auf den Summer, der die Tür zu ihrer Linken aufgehen ließ. «Bring's hoch, Dr. Byron ist im zweiten Stock. Zentrum für Verhaltensforschung.»

Martin sah, wie ihre Wangen beim Sprechen wabbelten. Auf ihren Schneidezähnen war Lippenstift verschmiert, und ihr Parfüm roch vom Schweiß ein wenig säuerlich. «Danke», sagte er. So abgelenkt, verlor er sich einen Moment lang in einem Bild, das ihm durch den Kopf schoss – das Bild seines rechten Schuhs, der wieder und wieder in das erschrockene Kuhgesicht der Frau trat.

Martin hatte für die sogenannten Sozialwissenschaften nichts übrig. Das meiste davon war überhaupt keine Wissenschaft: Nichts ließ sich unter Laborbedingungen beweisen. Er nahm den Aufzug in den zweiten Stock zum

Zentrum für Verhaltensforschung. Dort wandte er sich nach links und lief den Bürokorridor entlang.

Dr. Byrons Büro lag am Ende des Gangs. Martin klopfte. Als auch beim zweiten Mal niemand reagierte, öffnete er die Tür und steckte den Kopf hindurch.

Das Büro war genau wie all die anderen, in denen Martin schon gewesen war: klein und quadratisch, auf dem Tisch ein großer Computerbildschirm, an der Wand ein Pinnbrett, an dem lange, ausgedruckte Notizen flatterten. Martin trat ein, ging zum Schreibtisch und legte das Bündel der an Dr. Byron adressierten Umschläge neben einen Stapel Papiere. Dabei fiel ihm der Titel von Dr. Byrons aktuellem Forschungsprojekt ins Auge: *Empathisches Denken und Aggressionsstufen in einer Stichprobengruppe von zehnjährigen Jungen*. Das klang nach dem üblichen Geschwafel, aber Martin schob seine Vorurteile ausnahmsweise beiseite. Er schlug den Forschungsantrag auf und las den Absatz zur Methodik, dann blätterte er weiter zu der prozentualen Wertetabelle, in der die Fragebögen des Projekts ausgewertet wurden. Byrons Antrag musste einen Geldgeber gefunden haben – in den Medien tobte gerade eine heiße Debatte über brutale Videospiele –, denn unter dem gebundenen Manuskript lag ein Stapel ausgefüllter Fragebögen. Auch die sah Martin sich an: Sie fragten die Teilnehmer nach möglichen Reaktionen auf einige sorgfältig formulierte, aber größtenteils sehr hypothetische Situationen. Ein besonders naives Beispiel war die Frage, was die Jungen machen würden, wenn sie auf der Straße ein aus dem Nest gefallenes Vogelküken finden würden.

Dr. Byron hatte die etwa zwanzig Fragebögen bereits ausgewertet, und einer davon stach Martin ins Auge. Der Ergebniswert war niedrig, außerordentlich niedrig. Er lag unterhalb des vierten Quartils. Martin suchte auf dem Bogen nach dem Namen des Teilnehmers, fand aber zu seiner Enttäuschung nur eine Seriennummer, anhand derer das Testsubjekt zu identifizieren war: Die Fragebögen waren anonymisiert worden. Martin warf einen Blick auf Dr. Byrons Computer, auf dem eine einfarbige Bitmapversion des Iona-Firmenlogos langsam von einer Seite des Bildschirms zur anderen trieb. Eine Bewegung mit der Maus ließ den Bildschirmschoner verschwinden, zum Vorschein kam eine Tabelle. Routiniert durchsuchte Martin die Seiten, bis er die fünfstellige Nummer fand, die mit der auf dem Fragebogen in seiner Hand übereinstimmte. Der Junge mit dem abnormal niedrigen Ergebnis hieß John Slade. Martin rief die ursprüngliche Seite auf dem Bildschirm wieder auf und verließ das Büro.

Am anderen Ende des Flurs lag eine Reihe von Räumen, in denen Testpersonen interviewt oder zu Fokusgruppen zusammengefasst wurden oder was auch immer man mit ihnen machte. Die Einrichtung war entsprechend modern und freundlich gehalten – Kunstposter an den Wänden, bequeme Sofas, niedrige Tische, Zeitschriften –, aber die Zimmer waren leer. Auf der anderen Seite des Warteraums fand Martin die Räume, in denen die sogenannten Experimente durchgeführt wurden. Aus dem ersten links war Geschrei zu hören. Martin ging darauf zu und warf einen Blick durch das in der Tür eingelassene Fenster.

Drinnen saßen etwa fünfzehn Jungen im Grundschulalter in Vierergruppen an Tischen, manche hielten laminierte Karten in DIN-A5-Format mit in großen Buchstaben gedruckten kurzen Texten in der Hand. Es sah aus, als hätten sie die Aufgabe bekommen, die auf den Karten beschriebenen Szenarien zu diskutieren. Martin sah, wie einer der Jungen aufgeregt aufsprang und in die Luft boxte, so groß war sein Mitteilungsbedürfnis. Neben jedem der Tische war eine Videokamera aufgestellt, und vorn im Raum stand ein Mann mittleren Alters, den Martin für Dr. Byron hielt, vertieft im Gespräch mit seinem Forschungsassistenten.

Martin spähte in den zweiten Raum, wo eine weitere Gruppe von Jungen heruntobte und Kekse aß. Ein älterer, genervt aussehender Mann behielt die Truppe vom Fenster aus im Auge. Martin öffnete die Tür und ging zu ihm hinein. «Ist John Slade hier?», fragte er.

Der Iona-Mitarbeiter warf einen Blick auf Martins Namensschild und zeigte dann auf einen Jungen, der abseits der Gruppe allein an einem Tisch saß. «Der da. Merkwürdiger kleiner Kerl. Wollte nicht mal einen Keks.»

John Slade saß allein in einer Ecke und beobachtete das Herumgetobe der anderen Jungen.

«Seine Mutter ist am Telefon», sagte Martin, wandte sich wieder dem alten Mann zu und verdrehte leicht die Augen. «Sie holt ihn ein bisschen später ab. Der Verkehr, sagt sie.»

«Das fehlt mir noch», sagte der Mann. Als wollte er diese Worte bestätigen, verpasste ein Junge einem anderen einen kräftigen Schubs. «Bitte lass das!» Der Mann

sah Martin verzweifelt an. «Alles Wilde. Wenn ich sie allein lasse, bringen sie sich gegenseitig um.»

Martin lachte. «Kein Problem. Ich kann John zum Empfang vorne bringen und ihn dort telefonieren lassen. Danach bringe ich ihn wieder zurück.»

«In Ordnung», erwiderte der Mann zögernd. Aber ein so höflicher junger Mensch war ja heutzutage eine Seltenheit.

Martin ging zu John Slade hinüber. Der Junge hatte straßenkötterblonde Haare, feine Gesichtszüge und feuersteinfarbene Augen. «John Slade?», fragte Martin.

John nickte langsam. Der IQ des Jungen schien genau so niedrig wie seine Empathiefähigkeit. Sehr gut.

«Komm mal mit», sagte Martin.

Eine Pause. «Warum?»

«Deine Mutter ist am Telefon.»

Als John Slade aufstand, bemerkte Martin, dass er für sein Alter ungewöhnlich groß und gut gebaut war. Er hatte keinen Grund, sich vor den anderen Jungs im Raum zu fürchten: Er hätte es leicht mit jedem von ihnen aufnehmen können. Martin winkte dem Aufpasser kurz zu, führte John aus dem Raum und schloss die Tür hinter sich.

«Wo gehen wir hin?», fragte der Junge misstrauisch.

Martin entfernte sich schnellen Schrittes vom Wartezimmer. «War bestimmt langweilig, da mit den anderen rumzusitzen», sagte er in lockerem Ton.

John nickte.

«Wollen wir nicht was anderes für dich suchen? Was Interessanteres.»

«Ich soll auf meine Mum warten», wandte John ein.

«Es dauert nicht lange.»

Es gab im Science Park kaum einen Ort, an dem Martin auf seiner Postrunde noch nicht gewesen war. Er nahm die Feuertreppe hinter dem Gebäude und stieg, John immer einen Schritt hinter ihm, hinab ins Erdgeschoss und dann weiter bis in den Keller. Als er sich umdrehte, sah er, wie der Junge zu der Betontreppe zurückblickte. Martin hielt an, lächelte beruhigend und legte John die Hand auf die Schulter. «Alles gut», sagte er. «Das wird dir gefallen.»

Am Fuß der Treppe befand sich ein großer Raum, in dem Lüftungspumpen summten und klapperten. An einer Wand stand ausgemustertes Computerzubehör. Ohne die Magnetbänder sahen die Schränke blind aus. «Komm», sagte Martin, führte den Jungen daran vorbei und in einen engen Flur. Vor einer Tür hielten sie an.

Am Institut arbeitete immerhin eine Handvoll echter Wissenschaftler. Sie waren im dritten Stock untergebracht und hatten die Genehmigung zur Durchführung von Tierversuchen. Die Tiere wurden in dem Raum gehalten, in den Martin jetzt John Slade schob. Er war hell erleuchtet und aufgeräumt, deckenhohe Metallregale standen an allen vier Wänden. Aus den Käfigen drang kein Gestank – eigentlich roch es hier nach gar nichts, außer leicht nach feuchtem Stroh und dem weiter hinten im Raum in Eimern gelagertem Trockenfutter. In den größeren Käfigen hockten einige langohrige Kaninchen und ein Paar Beagles, aber die meisten der etwa vierzig Käfige beherbergten Mäuse. Martin stellte sich vor eins der Gitter. Das weiße Fell der Mäuse war sauber und glatt, die Tiere hat-

ten gesund aussehende rosa Lippen und Nasen. Als Martin näher kam, reckten sie aufgeregt schnüffelnd die Nasen in die Luft und kletterten übereinander her, um dichter an die Stäbe zu kommen – in freudiger Erwartung, dass die kleine silberne Schüssel auf dem Käfigboden sich gleich mit Futter füllen würde.

John Slade stand jetzt neben Martin und betrachtete aufmerksam die Nagetiere. Dann steckte er seinen pummeligen Zeigefinger durch die Stäbe und wartete ab. Ein, zwei Mäuse schnupperten nur und huschten davon, aber eine dritte knabberte versuchsweise daran und schlug dann, irre vor Hunger, ihre Vorderzähne tief in das Fleisch.

John Slade jaulte nicht auf, noch riss er seinen Finger aus dem Käfig. Er stand reglos da und betrachtete die beißende Maus mit distanzierendem Interesse, als würde sie jemand anderem Schmerzen zufügen. Schließlich machte das Tier einen Satz zurück, und John zog langsam den Finger aus dem Käfig. Er untersuchte die Beißspuren, fasziniert von dem rubinroten Blut auf der Fingerkuppe.

Martin betrachtete ihn gespannt. «Du hast eine ungewöhnlich hohe Schmerzgrenze.»

John Slade konnte den Blick nicht vom Blut abwenden.

Martin wandte sich ab und ging in die Mitte des Raums, wo ein gewölbtes Tötungsglas, groß genug für die Beagles, mit Schläuchen an einen Gaskanister angeschlossen war. Martin schenkte dem keine Beachtung, sondern zog stattdessen die breite Schublade im Tisch darunter auf. Wie geplant erregte das Klirren der Metallwerkzeuge John Slades Interesse. Der Junge wandte sich vom Käfig ab und trat neben Martin. Die Schublade enthielt eine Ansamm-

lung von Sezierinstrumenten aus Stahl. Brutal aussehende Haken und glänzende Skalpelle und Scheren, groß genug, um einen menschlichen Oberschenkelknochen zu durchtrennen. Martin hob ein kleineres Skalpell auf und gab es John.

«Was soll ich tun?», fragte dieser.

«Du sollst tun, was immer du tun willst.»

Martin ging zum Käfig und nahm eine Maus heraus. Er drückte sie fest, die Pfoten krallten sich in seine Finger, die roten Augen traten hervor. Er legte das Tier rücklings auf den Tisch, alle viere ausgestreckt, und hielt es mit den Fingern fest.

Martin Blackthorn hatte seine erste Sektion im Biologieunterricht der Oberschule durchgeführt. Damals war es eine Ratte gewesen. Er erinnerte sich noch genau, wie der Körper mit Nadeln auf dem Holzbrett befestigt worden war, wie der aufgeschlitzte Bauch die dünnen Lagen aus grauem Fell und Haut und Fett enthüllte, an den Glanz der winzigen blauroten Organe in der Bauchhöhle. Seine Schulkameraden hatten nervös gekichert, als sie die ersten Schnitte setzten. Im Gegensatz zu Martin war keinem von ihnen wirklich bewusst, welche Grenze sie hier überschritten, in welches Mysterium sie eingeweiht wurden.

Im Kellerraum lag die Maus hilflos schnüffelnd vor ihnen. Die glänzende Seite des Skalpells berührte die Schnurrhaare. John sah erst die Maus an, dann Martin. «Mach nur, John», drängte dieser. «Tu es.»

Noch schwebte die Hand des Jungen in der Luft. Als er Martin ansah, huschte Unentschlossenheit über seine sonst unbewegliche Miene. John Slade wollte es sei-

nem neuen Freund recht machen, aber aus irgendeinem Grund konnte er das Skalpell nicht ansetzen. Den eigenen Schmerz mochte er nicht spüren, doch anscheinend hielt noch ein kümmerlicher Rest von Gewissen John davon ab, einem wehrlosen Geschöpf wehzutun. Vielleicht waren die Empathiewerte falsch.

Letzten Endes musste Martin für ihn übernehmen. Er umfasste die Hand des Jungen mit seiner eigenen und stieß die Klinge tief in die Maus hinein.

Mit einem Knirschen drang die Skalpellspitze in den winzigen Schädel ein und blieb im Tisch darunter stecken.

«Guter Junge», sagte Martin, ließ die zuckende Maus los und wandte sich John Slade zu. Er ging auf die Knie, um auf Augenhöhe mit ihm zu sein, und strich ihm über das blonde Haar. «Ich verstehe dich, John.»

Der Junge war verunsichert, nickte aber.

«Die anderen verstehen dich nicht, stimmt's?»

Der Junge schüttelte den Kopf.

«Sie finden dich sonderbar. Aber ich weiß, dass das nicht stimmt. Du bist nicht sonderbar. Du hast eine Gabe, John. Du bist von der Natur gesegnet.»